

Zeitschrift: Rote Revue : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft und Kultur
Band: 73 (1995)
Heft: 1

Artikel: Tohuwabohu
Autor: Einhaus, Hannah
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-341153>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 13.10.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Tohuwabohu

Zeitweise herrschte ein furchtbares Durcheinander. Von sieben Leuten fielen fünf einander ins Wort: In die neue Zeitung gehörten kulturelle Themen, fand die Schauspielerin; für den gewerkschaftlich aktiven Setzer war sie in erster Linie ein

Hannah Einhaus

Polit-Organ; der Korrektor plädierte primär für ein Sprachrohr der Ohnmächtigen; die Journalistin forderte ein kritisches Blatt mit gutem Themenmix, und die Sozialarbeiterin setzte auf mehr «Gschpüriges». Dann waren da noch ein schweigsamer Maler, der gern fotografierte, und ein branchenunüblich stiller Werber; beide interessierten sich mehr dafür, wie die Zeitung an den Mann und an die Frau gebracht werden sollte. Doch das war an dieser Redaktionssitzung kein Thema. Alle sieben hatten eines gemeinsam: Sie hatten kurz zuvor ihre Stelle verloren und stempelten seit Wochen oder Monaten. Die ersten Redaktionssitzungen bei der Zürcher Arbeitslosenzeitung «Kalten Kaffee», Anfang 1993, wie auch die ersten Vorstandssitzungen des Zürcher Arbeitslosenkomitees (ZAK) verliefen unstrukturiert, chaotisch¹. Jede Traktandenliste wurde nach spätestens zehn Minuten über

¹ Das ZAK wurde im November 1992 gegründet, als erstes Deutschschweizer Arbeitslosenkomitee, in der Romandie existierten solche schon früher. Unterdessen sind in der ganzen Schweiz etwa 40 Komitees entstanden, oft mit gewerkschaftlicher Starthilfe und/oder finanzieller Unterstützung der Gemeinden. Seit Anfang 1993 existiert der Dachverband VESAK, Vereinigung Schweizer Arbeitslosenkomitees, mit Sitz in Biel.

den Haufen geworfen. Natürlich wurde debattiert über Sinn und Unsinn der Avig Revision, über die Stellungnahme der Arbeitslosenkomitees dazu, über Aktionen in der Stadt, über die Verknüpfung mit anderen, gerade entstehenden Komitees. Hier an den Sitzungen konnte man aber endlich auch seine Frustrationen loswerden, seine Sorgen mitteilen und etwas Nestwärme finden. So war (und ist) das ZAK mehr als ein Verein, und der «Kalte Kaffee» mehr als sein Publikationsblatt: Im Komitee fanden die Aktiven wieder ein Stück Boden unter den Füßen. Für einige wurde es zum Tummelfeld politischen Engagements, für andere zum neuen Lebensinhalt und damit zum rettenden Strohhalm vor dem psychischen Ertrinken. Manchmal auch beides. Denn mit dem Verlust der (Erwerbs-)Arbeit war für die hier Versammelten nicht einfach die Geldquelle versiegt. Das Einkommen konnte – vorübergehend und mit Einschränkungen – ersetzt werden durch die Beiträge der Arbeitslosenversicherung (ALV). Doch ohne Stelle fehlten nun auch die tägliche und die wöchentliche Zeitstruktur. Ohne Arbeitszeit konnte es keine Freizeit mehr geben. Und vor allem fehlten die tagesfüllende Aufgabe, der Rang im Betrieb, die Rolle im Team. Was besonders bei einst Vollzeitbeschäftigten regelrechte Sinnkrisen hervorrief.

Selbsthilfe: Eilbögen oder Nestwärme?

Im Komitee liessen sich nicht nur politische Forderungen formulieren; das Engage-

gement hier ermöglichte den einzelnen Mitgliedern vor allem, eine neue Rolle zu übernehmen. Da wenig vorstrukturiert war², kam es nicht selten zum Ellbögeln; Sitzungen arteten öfter zum Gerangel um die erste Geige und das letzte Wort aus. Im Komitee konnte man wieder «jemand sein», wenn auch vorübergehend. Man konnte «etwas aus seiner Situation machen». Die Arbeit im Komitee eignete sich aber auch bestens für die Projektion von Wünschen, Träumen, Ängsten und Sorgen. Was häufig in einer Überforderung endete. Bei zwölftausend Arbeitslosen in der Stadt Zürich (Anfang 1993) und ein bis zwei Dutzend aktiven Komiteemitgliedern klafften schon bald Anspruch und Wirklichkeit weit auseinander³. Man wollte am liebsten alle Arbeitslosen (politisch) repräsentieren, nebst Selbsthilfe auch fachliche Beratung bieten. Das alles zum Nulltarif. Gleichzeitig suchte man Nestwärme, Geborgenheit und Ansehen.

Sicher, die geschilderten Entwicklungen und Prozesse laufen in jedem Verein ab. Mir scheint jedoch, dass alles etwas heftiger, etwas schriller her und zu ging als sonst in einer politischen Organisation, in einem Sportverein oder in einer Vereinigung von Schmetterlingssammlern. Jede Stunde, jeder Tag im Komitee war ein Versuch, aus der persönlichen Krise etwas Sinnvolles zu machen und für sich einen Halt, ja einen Inhalt zu finden.

² Mit jedem Monat Komiteearbeit gewann der Verein an Strukturen. Zwar blieb 1993 ein turbulentes Jahr mit den Demos in Bern vom 20.2 und 27.3.93, dem Referendum gegen den Dringlichen Bundesbeschluss über Taggeldkürzungen, der breit angelegten Umfrage über Lebensbedingungen von Arbeitslosen in der Stadt Zürich und anderen Aktivitäten. Mit den eigenen Räumlichkeiten ab Herbst 1993 (zuvor fand das ZAK bei den Gewerkschaften im Volkshaus ein Dach über dem Kopf), der finanziellen Starthilfe von Seiten der Glückskette und mit der Zusage des Städtischen Arbeitsamts, drei Stellen beim ZAK als Beschäftigungsprogramme anzuerkennen, gewann das Komitee längeren Atem.

³ 1994 brachte weniger Aufregung und Unruhe durch politische Entwicklungen. Dadurch konnte das ZAK sich mehr auf Selbsthilfe und Beratung konzentrieren.

Der feine Unterschied zwischen RentnerInnen und Arbeitslosen

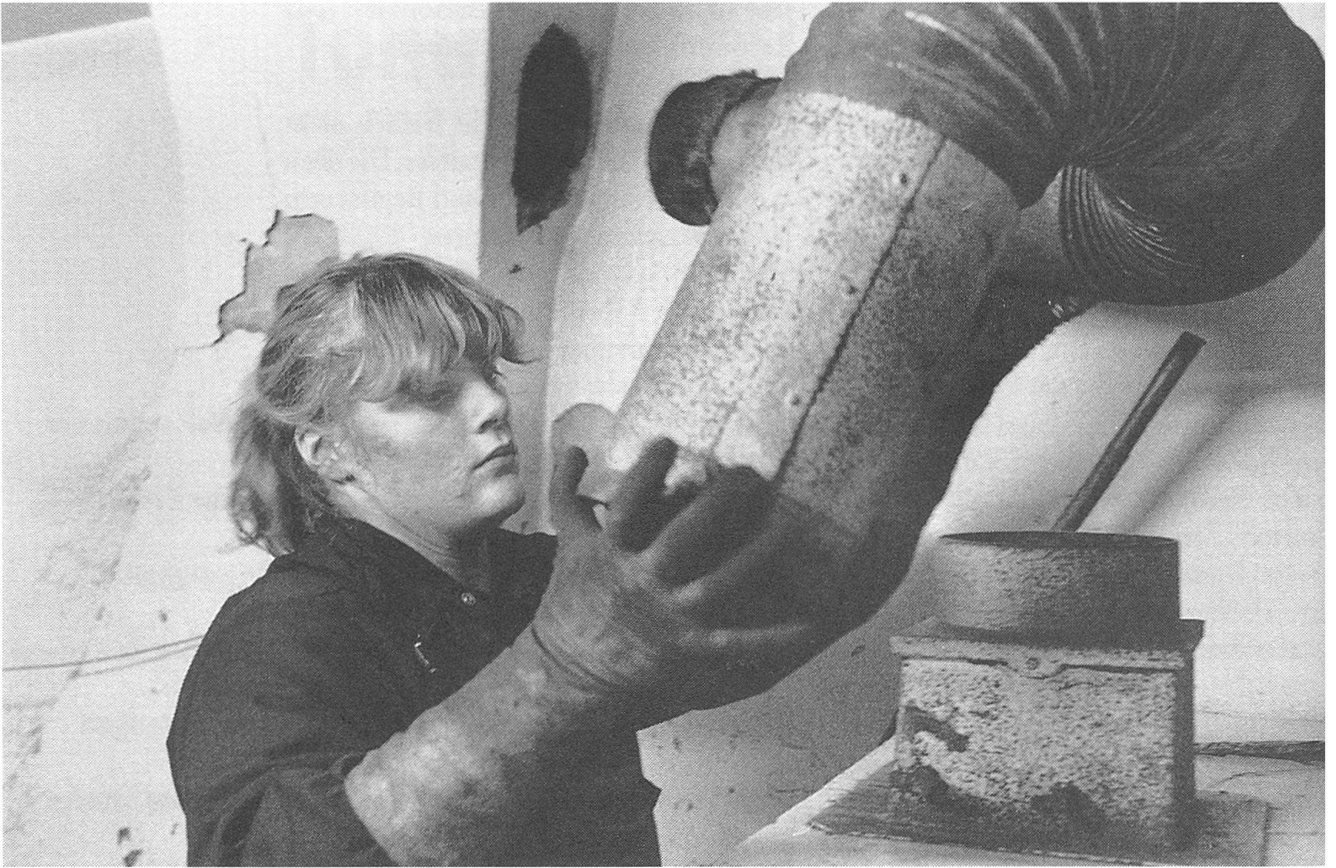
Das geschah und geschieht freilich nicht nur in den Arbeitslosenkomitees. Die oben erwähnte Schauspielerin und Regisseurin lancierte schon im Sommer 1993 ein Theaterprojekt, das noch im selben Jahr in der Roten Fabrik uraufgeführt wurde. Weitere Bühnenprojekte sind unterdessen entstanden, teilweise werden sie finanziert als Beschäftigungsprogramme.

Auch hier zeigt sich: Arbeit, wie wir sie im herkömmlichen Sinn verstehen, ist nicht einfach Brotverdienst. Sie wirkt identitätsstiftend. In eine Rolle schlüpfen, eine Aufgabe übernehmen, ein Stück Verantwortung tragen; das alles gehört zum «guten Leben» dazu. Freilich sind nicht nur Aufgaben im Erwerbsleben per definitionem sinnvoll und solche ausserhalb des Erwerbsbereichs einfach Freizeitgestaltung oder Hobby. Wer schon vor der Erwerbslosigkeit mit seiner Zeit etwas anzufangen wusste, dürfte auch in Kürze lernen, im Zeitüberfluss zu schwimmen. Der Umgang mit der Zeit dürfte sich bei Arbeitslosen ähnlich stellen wie bei Männern und Frauen, die in Pension gehen. Doch auch hier der feine Unterschied: RenterInnen haben es «verdient». Ihr «Nichtstun» (auch hier manchmal unfreiwillig) bzw. ihre eigenständige Gestaltung der freigebliebenen Zeit wird ihnen gesellschaftlich zugesprochen. Arbeitslose hingegen müssten eigentlich «bei der Arbeit sein» und tun es nicht. Ihr Verhalten entspricht nicht der gesellschaftlichen Erwartung, ihr «Nichtstun» wird ihnen übelgenommen – und diese Diskrepanz trägt meiner Einschätzung nach wesentlich dazu bei, dass Arbeitslose als Schuldige betrachtet werden beziehungsweise sich selbst mit Schuldgefühlen beladen.

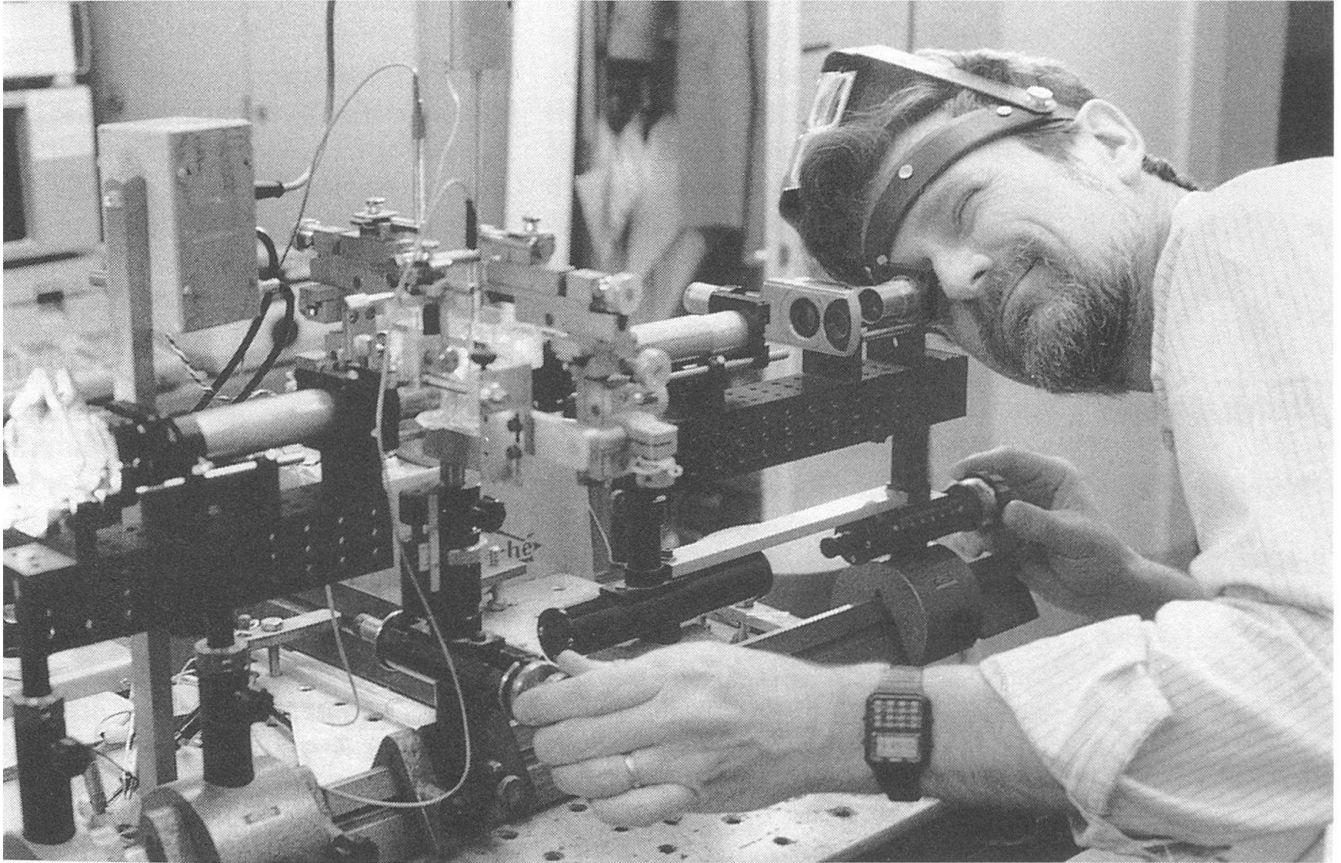
Wenn Menschen überflüssig werden

Merke: Wer dazugehören will, muss in unserer Arbeitsgesellschaft etwas leisten.

**Wer schon vor
der Erwerbs-
losigkeit mit
seiner Zeit etwas
anzufangen
wusste, dürfte
auch in Kürze
lernen, im Zeit-
überfluss zu
schwimmen.**



Bilder: Lisa Schäublin



**Wird jedoch
Arbeit, mensch-
liche Arbeitskraft
überflüssig, wird
die «unnötig»
gewordene
Person verbannt
und verdammt.**

Und wer ausserdem dran bleiben will, muss sich in unserer Konsumgesellschaft etwas leisten. Spätestens nach 400 Stempeltagen (etwa 18 Monate) stellt sich bei Erwerbslosen nicht mehr nur die Frage nach dem «guten Leben», sondern auch die Frage nach dem Überleben. Die Aussicht, nach maximal zwei Jahren Stempeln ausgesteuert zu werden und in die Mühle der Fürsorge zu geraten, lastet wie ein Damoklesschwert auf jedem und jeder Arbeitslosen. Der anfängliche Optimismus, schon gleich wieder einen Job zu finden, schmilzt mit jeder Absage und mit jedem Monat Stempelgeld wie Eis im Wüstensand. Da überrascht es wenig, wenn Erwerbslose häufiger krank werden oder überdurchschnittlich unter Stress und Depressionen leiden. Irgendwann helfen dann die beste Ausbildung und die beste berufliche Qualifikation nichts mehr. Sind einmal die persönlichen Fähigkeiten und Fertigkeiten in der Wirtschaft nicht mehr gefragt – obschon man gerne wollte oder nach gesellschaftlicher Erwartung auch müsste –, kommt man sich schnell wie ein überflüssig Ding vor, das der Umgebung und dem Staat nur noch zur Last fällt. Es gehört zu den vielen Absurditäten unserer Wirtschaft: Da werden Güter und Dienstleistungen im Überfluss produziert und im Namen des «Wachstums» gutgeheissen (allen Unkenrufen der Umweltbewussten zum Trotz). Wird jedoch Arbeit, menschliche Arbeitskraft überflüssig, wird die «unnötig» gewordene Person verbannt und verdammt. Diese Grundhaltung wirkt doppelt zerstörerisch: Durch zunehmende Ausbeutung von Rohstoffen werden Lebensgrundlagen vernichtet, und den Menschen ohne Arbeit wird in unserer Leistungsgesellschaft gewissermassen die Existenzberechtigung entzogen.

Für Frauen mehr materielle Bürde

Bei allen Beobachtungen und Recherchen hat sich eine Vermutung immer wieder bestätigt: Die Erwerbslosigkeit hat für Männer und Frauen unterschiedliche Gesichter. Tendenziell haben erwerbslose Frauen mehr Mühe, finanziell über die Runden zu kommen, während das Problem der Rollenlosigkeit, der Identitätskrise eher den Männern Sorgen bereitet. Wie eine Umfrage des ZAK im August 1993 festgestellt hat, erhalten über 80 Prozent der stempelnden Frauen in der Stadt Zürich weniger als 3500 Franken monatlich, jede zweite gar weniger als 2800 Franken. Von den Männern unterschreiten 50 Prozent die Grenze von 3500 Franken, und «nur» jeder dritte erhält weniger als 2800 Franken.

Die Gründe liegen auf der Hand: Frauen arbeiten häufiger Teilzeit, oft in schlecht bezahlten Berufsgruppen, und auch bei guter Ausbildung werden sie in der Regel weniger gefördert als ihre männlichen Kollegen. Die Benachteiligung drückt sich dann unter anderem im Lohn beziehungsweise in den Leistungen der Arbeitslosenversicherung aus.

Weniger Probleme dürfte der «Zeitvertreib» für Frauen sein. Schliesslich werden sie schon als Mädchen darauf getrimmt neben Berufsausbildung ihr Augenmerk auf ihre Zukunft als Mütter und Hausfrauen zu richten. Ein Frau ohne Erwerbsarbeit ist salonfähig – wenigstens solange sie keine öffentlichen Gelder bezieht, sondern sich in die Abhängigkeit ihres Partners begibt und ihm Kinder grosszieht und Socken wäscht. Frauen sind sich von Kindesbeinen an gewöhnt, unbezahlte Arbeit zu verrichten. Freilich geraten häufig auch Frauen, die ihre Erwerbsarbeit verlieren beziehungsweise sie nach der Heirat oder der Geburt des ersten Kindes aufgeben, in eine Krise. Gleichzeitig wird das Verantwortungsgefühl von Müttern oft dazu missbraucht, Frauen ökonomisch zu erpressen.

Eine Ohrfeige aufs Ego der Männer

Für Männer stellt sich mit dem Verlust der Stelle oft eine Sinnkrise ein. Ob alleinstehend oder sogenannte Familienernährer – ihr Tagesablauf und Lebensinhalt besteht an erster Stelle aus Erwerbsarbeit und Karriere. Haus- und Erziehungsarbeit ist Frauensache oder für sie bestenfalls ein angenehmer Zeitvertreib, aber «nichts Richtiges». Für manche Männer ohne Erwerbsarbeit ist quasi ihr Inbegriff des Männlichen in Frage gestellt. In einer Studie über die Folgen der Deregulierung in England und den USA stellte die Ökonomin Mascha Madörin fest, dass arbeitslose Männer immer häufiger ihre Frauen und Kinder verlassen, «weil sie auch ihren traditionellen Pflichten, etwas zum Familienunterhalt beizusteuern, nicht mehr nachkommen können». Die Strategie der Männer sei das Davonlaufen.

Dass sich Männer ohne Erwerbsarbeit schwerer tun als Frauen und mehr um Ansehen ringen, scheint mir auch beim ZAK evident. Es ist wohl kein Zufall, dass in der Gründungsphase des Komitees Männer und Frauen gleichermaßen im Vorstand und in der Redaktion vertreten waren. Kaum waren die größten Aufbauarbeiten getan, die Strukturen etwas eingespielt und das Komitee eingestrichelt, vertriehen (und verrichten) Frauen und Männer weiterhin die anfallenden Arbeiten. Im Vorstand und in der Redaktion sind die Frauen jedoch inzwischen zur Minderheit geschrumpft. Die Männer halten derweil die Festung.

Neue Arbeits- und Lebensmodelle vonnöten

Nun kann die Antwort natürlich nicht sein: «Frauen, überlasst den Männern die Arbeit und kümmert Euch ums Haus.» Auch wenn das noch mancher gerne sähe. Diese Haltung ist keineswegs nur in konservativen Kreisen verbreitet. Auch die Gewerk-

schaften und Sozialdemokraten (vor allem ihre männlichen Mitglieder) haben aktiv an der Zementierung von bürgerlichen Rollenbildern beigetragen; nämlich dass Männer den «Ernährerlohn» heimbringen und Frauen allenfalls «Doppelverdienerinnen» sind und ihren Lohn höchstens für Hobby und Luxus benötigen.

Mit der voranschreitenden Automatisierung, der Auslagerung der industriellen Produktion in Billiglohnländer und der elektronischen Revolution drängt sich eine massive Arbeitszeitverkürzung auf. Angenommen, man würde ab heute aus ökologischen Überlegungen die Produktion konstant halten und die durchschnittliche Produktivitätssteigerung in Form von kürzeren Arbeitszeiten wettmachen, so würde sich die durchschnittliche Arbeitszeit in nächster zwanzig Jahren von 43 auf 26 Stunden reduzieren⁴. Damit wäre die Anzahl Arbeitsloser noch nicht verringert. Strebte man zudem eine gerechtere Verteilung von Erwerbsarbeit und unbezahlter Arbeit auf Männer und Frauen an, läge die durchschnittliche Arbeitszeit noch tiefer. Kurzum: Unserer Arbeitsgesellschaft geht allmählich die Arbeit aus. Was einst als Erfüllung des Traum von einem Schlaraffenland erschien (nichts tun und doch im Überfluss leben), droht heute zum Alptraum zu werden.

Höchste Zeit also, umzudenken. Sinnvolle Arbeit muss nicht identisch sein mit Erwerbsarbeit. Menschen ohne Erwerbsarbeit sind nicht einfach überflüssig und unnützlich. Männer sollten sich an Haus- und Erziehungsarbeit gewöhnen, ohne gleich einen Minderwertigkeitskomplex einzufangen, und Frauen sollten mehr kämpfen für mehr und besser bezahlte Arbeit, um weniger in ökonomische Abhängigkeiten zu geraten. In einer Zeit, da Firmengewinne immer weniger auf der Produktivität des Betriebs, sondern vielmehr auf die

⁴ Eberhard Ulich: Schwindende Erwerbsarbeit als Chance? in: Hans Würzler (Hrsg.): Arbeitszeit und Arbeitslosigkeit. Zürich 1994. Seite 124.

**Sinnvolle Arbeit
muss nicht identisch sein mit
Erwerbsarbeit.**

Börsenspekulationen der Inhaber zurückgeht, sollten sich die ArbeitnehmerInnen (und alle, die es werden wollen) auch

ernsthafter mit einer Entkoppelung von Arbeit und Einkommen auseinandersetzen.

Hannah Einhaus, 32, ist freie Journalistin und Redaktorin beim Medienmagazin «Klartext». Nach Geschichtsstudium an der Uni Zürich und journalistischer Ausbildung beim «Tages-Anzeiger» stempelte sie Ende 1992 bis Mitte 1994. Sie gehörte zu den GründerInnen des Zürcher Arbeitslosenkomitees und dessen Zeitung «Kalter Kaffee». Seit Ende 1993 engagiert sie sich in der «Gesellschaft für gerechte Arbeitsverteilung» (GeGAV), welche die Diskussion um die Umverteilung von Erwerbsarbeit und unbezahlter Arbeit vorantreiben will, eventuell mit Hilfe einer eidgenössischen Volksinitiative. Seit kurzem lebt sie in Bern.